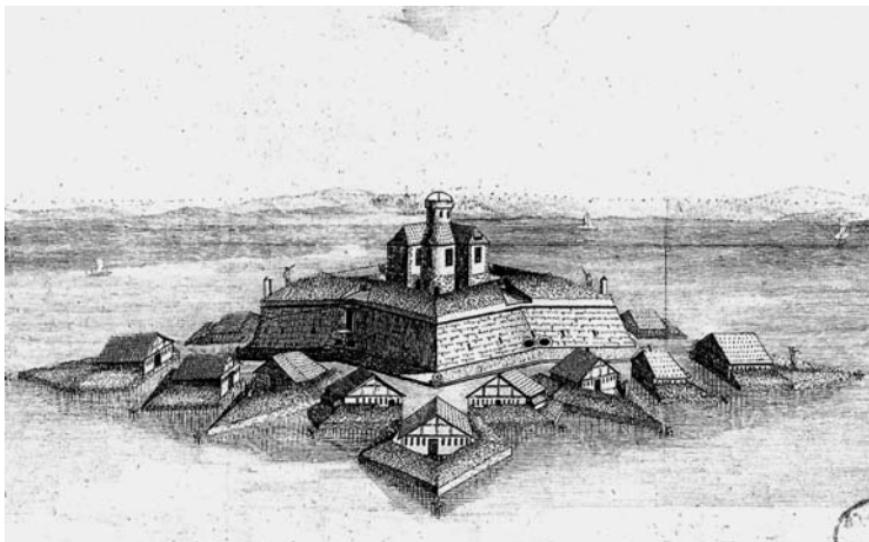


Bodo Dringenberg
Mord auf dem Wilhelmstein



Ausschnitt aus »Der Wilhelmstein im Steinhuder See«
Stich von Strack/Tischbein, 1787
Aus: *Journal von und für Deutschland*, 1788

Bodo Dringenberg

Mord auf dem Wilhelmstein

Ein historischer Kriminalroman



Herausgegeben von Susanne Mischke

Für Anneke

3. Auflage 2008

© 2007 zu Klampen Verlag · Röse 21 · D-31832 Springe
info@zuklampen.de · www.zuklampen.de

Umschlag: Angelika Konietzny (www.izwd.de), Hannover

Satz: thielenVERLAGSBÜRO, Hannover

(Gesetzt aus der Linotype Basilia)

Druck: Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-86674-041-9

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

1790

7. Januar 1790. Diese Nacht ist grausam. Böen, schwerer, eisiger Regen – ein teuflisches Treiben, ein Wetter wie aus einem Guß. Aber trefflich für ihn und sein Vorhaben. Er blickt sich um. Hier draußen auf dem Wilhelmstein ist sonst keiner, will keiner sein. Die Festungswache hockt außer Sicht im Eingangsgewölbe der Sternschanze. In den Barracken der Außenwerke liegen die wachfreien Soldaten auf ihren Pritschen, einige essen noch heißen Grützbrei mit Käse oder Erbsenkost, andere würfeln bei warmem, dünnem Bier. Alle suchen sich vor dieser besonders unwirtlichen Inselnacht zu schützen.

Aber Major Rottmann wird trotz aller Widrigkeiten und Finsternis gleich zur zweiten Courtine gelangen, »um mir die Beine zu vertreten«, wie er immer sagt. Wenn der Kommandant nachts noch zu diesem Außenwerk mit dem Häuschen will, so heißt das nichts anderes, als sich mit Rotwein einzudecken. »Um mir die Beine zu vertreten« läuft exakt darauf hinaus, sich eine Flasche aus dem Offiziersspeisezimmer auszusuchen und in seine Stube oben im »Schlößchen« auf der Sternschanze zu schaffen. Seinem Leibdiener Dacke ist bei diesem Satz klar, daß er nun Feierabend hat. Der Major gilt als Weinkenner und -kipper. Fast seine sämtlichen Einkünfte hat er in die Beschaffung und Lagerung eines ausdifferenzierten Rot- und Weißweinsortiments gesteckt. Das ist allgemein bekannt und von einigen durchaus geschätzt, da der alte Herr der Insselfestung immer mal wieder andere Verkoster am Inhalt seiner Bouteillen partizipie-

ren läßt. Die alltäglicheren bis gehobenen Sorten hat Major Rottmann in einem dunklen Verschlag der Offiziersmesse untergebracht, gesichert durch ein ordinäres Vorhängeschloß. Die feinsten und rarsten Bouteillen lagern in einer kleinen, verschließbaren Kaverne tief unten in der Festung, gesichert mit einem schweren Kastenschloß. Von dieser gleichbleibend temperierten Schatzkammer etwas unterhalb des Seespiegels besitzt Major Rottmann allein den Schlüssel, den er immer am Leibe trägt. Nie hat er diesen in den letzten Jahren einem anderen ausgehändigt, so daß sich um den Schlüssel und die tiefliegende Weinschatzkammer einige Gerüchte ranken. Da aber heute kein besonderer Tag ist, wird Rottmann, wie jedermann auf dem Wilhelmstein weiß, zur Abendzeit den Weg hierher nehmen. Ihn hier zu treffen, ist also eine todsichere Sache. Auf einmal scheint es dem Wartenden, als ob seitlich von ihm ein Schatten an der Festungsmauer vorbeihusche. Er wendet seinen Kopf und starrt angespannt zur Sternschanze. Doch da ist nichts als dunkelstes Tosen. Ach, das wird nur ein Phantom, ein regensatter Windstoß gewesen sein. Alle Uniformträger sind gewiß samt und sonders drin und froh, nicht hinaus zu müssen. Alle, bis auf den einen, und der wird kommen, gleich.

Als er ein Licht langsam auf sich zuschwanken sieht, drückt sich der Lauernde noch dichter an das Fachwerk des Inselhäuschens. Erst als der Major fast vor ihm steht, tritt er aus der Nachtschwärze in den trüb-gelblichen Schein.

»He, wer da? Ist Er es – seid Ihr es?« trifft ihn der kratzige Bariton des Majors.

»Ich bin's, Herr Major; seht mich nur an!«

Der hebt die Laterne, so daß im schwefelfarbenen Geflacker sein feuchtes, wüst-fältiges Gesicht und das seines Gegenübers erscheint. Mit einer plötzlichen Bewegung

bringt dieser seine rechte Hand, die er bisher hinter dem Rücken gehalten hat, nach vorn. Das Letzte, was der schwankende Rottmann sieht, ist ein dickes Kantholz, das seitlich mit explodierendem Schatten auf seinen Kopf zu rast und eine erstaunliche Dunkelheit stiftet. Der Major dreht sich halb und sackt mit einem rasselnden Grunzen auf den Brückenbrettern zusammen. Der Niedergeschlagene hält immer noch mit der Linken den Laternenhenkel umklammert und hat kurioserweise die Leuchte noch im Fallen sauber auf das glitschige Holz abgestellt. Ein dünnes Blutrinnsal an den Schläfen ist im Schein der unbeschädigten Leuchte zu sehen. Der Täter bemerkt, wie der bäuchlings liegende Körper seines Opfers zittert, als ob jemand an ihm rüttelt. Er registriert, wie dessen rechter Arm sich noch seitlich auf die Brückenkante zubewegt, sieht die Hand ein wenig wedeln und dann abgeklappt über dem Wasserspiegel hängen.

Der erfolgreiche Totschläger ist von Frohlocken fast geschüttelt und zugleich fühlt er noch einen Hauch von Entsetzen in sich. Etwas Drittes aber scheint das Kommando über sein Handeln zu haben. Das bringt ihn dazu, mehrfach mit dem blutigen Kantholz über die blutige Schläfe seines Opfers zu wischen, dann mit dem Mordinstrument über das hölzerne Geländer zu streichen, besonders unterhalb des Balkens. Anschließend entwindet er Rottmann die Lampe und stellt sie auf den Schlamm Boden der ersten Courtine. Er spuckt aus, wirft alsdann mit voller Kraft das kantige Holz linkerhand ins Dunkel, Richtung Hagenburg. Im windgepeitschten Regenguss hört er gar nichts von dessen Eintauchen ins kabbelige Gewässer. Er schreitet zurück auf die Planken, um den uniformverpackten Leib an den bestiefelten Füßen zu packen, ihn ganz dicht an den Brückengrund zu zerren. Er sieht den Major noch einmal an, tastet prüfend dessen Oberkleider ab und schüttelt ärgerlich den

Kopf. Mit einer Hand faßt er den eckigen Geländerbalken des Stegs und stößt den erlegten Festungskommandanten mit mehreren heftigen Tritten ins Steinhuder Meer.

Das dumpfe Aufklatschen des Entseelten ist selbst für seinen Mörder kaum vernehmbar. Rottmann, anfangs dank luftgeblähter Uniform vom Seegang noch leicht geschaukelt, versinkt innerhalb weniger Augenblicke, nachdem sich seine Kleidung voll Wasser gesogen hat. Nur der Dreispitz des Kommandanten wackelt, mit der Krempe nach oben, sturmgetrieben wie ein Schiffchen und dennoch gemächlich aus dem Gesichtskreis des ihm Nachblickenden.

»So, nun ist er hin, dieser versoffene Major, ruht blutigrot im braunen Wasser, aber rote und braune Flüssigkeiten waren sowieso sein Lieblingselement. Er ist mal wieder ausgeglitten und aufs Maul gefallen, nichts Neues, alle kennen das von ihm. Aber diesmal ist er eben auf den scharfkantigen Geländerbalken gekracht, sauber mit der Schläfe aufgeschlagen und dann ins Wasser gerutscht wie ein Schlitten. Hier draußen ist zwar keiner außer mir, aber man wird ihn bald vermissen und dann gibt's Alarm. Sauf weiter, Rottmann, besauf dich am Steinhuder Meer! Oder treib mit der Strömung weg, bis du im Schlamm liegst, bis die Aale dein marodes Hirn verspeisen. Bon appetit! wie du sagen würdest, und adieu, du verkommenes Nachtmahr dieser Insel!«

Er blickt sich prüfend nach allen Seiten um, zieht seine Kleidung zurecht, drückt seine Kopfbedeckung wieder fest auf seinen Schädel, geht zurück, um die Laterne zu holen, sie im weiten Bogen ins Wasser zu schleudern und eilt dann über die Brücke in nördlicher Richtung an der Sternschanze vorbei. Es läuft alles wie geplant. Trotz der eisigen Nässe, die nun schon durch einige Stellen seines Rocks in seine Haut beißt, ist er guter Dinge. Er freut sich auf etwas Heißes, das er später zu sich nehmen wird.

Zwei fackelbewehrte Grenadiere treten aus dem kleinen flachen Haus, das auf der winzigen Courtine steht, einer dieser Inselchen, die schützend und ergänzend um die Hauptinsel mit der Sternschanze angelegt worden sind. Sie verharren, eng an die Hauswand geschmiegt.

»Vermaledeites Dreckswetter, heute wieder, nichwah.«

»Wo sollen wir eigentlich suchen? Wo steckt denn unser Kommandant?«

»War der denn überhaupt beim Abendessen hier?«

»Das Abendmahl hat der doch noch nie versäumt, egal in welchem Zustand.«

»Und wenn es gebratenen Aal mit grünem Kohl gibt, so wie heute, ist der immer auf den Punkt am Tisch präsent, nichwah.«

»Gebratener Aal? Ach nee, das ist es nu man nicht, worauf ich so einen Jieper hätte. Aal in Dillsoße, das ist was anderes, das ist wirklich lecker. Mit so 'n paar frischen, gerade aus dem Wasser gezogenen Aalen. Deen' wird die Haut abgezogen, dann werden sie hübsch fingerlang geschnitten und in Wasser so'n büschchen gekocht. Ordentlich gesalzen, gepfeffert, ein paar Zwiebelhälften rein und natürlich Lorbeerblätter, versteht sich. Ja, und dann, Karl, dann kommt's ...«

»Mir kommt's auch gleich! Ihr faulen Kerls! Was sabbelt ihr hier 'rum! Ihr seid nicht in der Bückeburger Schloßküche, sondern in einer Festung, und ihr sollt euern Kommandanten suchen, Kerls. Aber nun hopp, hopp!«

Bereits vor etwa zwanzig Minuten hat sie der Stellvertreter des Kommandanten in die eisig-wehende Brühe auf der Insel hinausgejagt. Sie sollten den Major suchen – sie haben ihn im Offiziersspeisezimmer gesucht, nicht gefunden und sich erst einmal im Schutz des Häuschens postiert. Fähnrich Windt weist die beiden Grenadiere lautstark an, sofort alle 16 Außenwerke genauestens zu inspizieren und

auch deren Uferbereich mit den Fackeln gründlich auszuleuchten. Dann eilt der Fähnrich zur Sternschanze zurück und nimmt sich den Wachhabenden vor, der nur hervorstößt: »Melde keine besonderen Vorkommnisse, Herr Fähnrich.«

Angeblich habe der Wachhabende am Festungszugang, Sergeant Cauhlenfeld, nur gesehen, wie Major Rottmann hinausgegangen sei. »Der Herr Major hat vor etwa einer Stunde, so gegen sechs, die Sternschanze verlassen. Der Herr Major, hat sich, mit Verlaub, wie mir schien, nicht ganz wohl befunden, als er meinen Posten passierte, Herr Fähnrich. Aber zurückgekommen ist er nicht, der Herr Major.«

»Vielleicht haben Sie auch geschlafen, Sergeant Cauhlenfeld, als der Major wieder zurückgekehrt ist. Wir werden das überprüfen, Sergeant. Sie wissen, was nach dem Reglement auf einem Wachvergehen steht.«

»Meine beiden Wachsoldaten können das bezeugen, Herr Fähnrich, ich war allzeit wach und auf dem Posten.«

»Sie bleiben hier, Sergeant, ihre beiden Kanoniere schicken sie hoch ins Schlößchen, und wenn da nichts ist, sollen die runter in die Kasematten gehen. Dort werden noch einmal die Zellen der Gefangenen genauestens inspiziert. Besonderes Augenmerk auf die Schlosser der Verliese legen!«

Die beiden Kanoniere sehen in der Offizierswohnung oben im Schlößchen nach, klopfen an. Nichts. Die Tür steht offen. Kein Major da, nur sein Leibdiener Dacke döst in seiner Kammer mit einem Buch auf dem Bauch vor sich hin. Sie sehen durch ein Fenster nach unten auf die regengepeitschte Mauer. Draußen, neben einem Geschütz, steht Kanonier Mammwah wie befohlen Posten. Einer fragt ihn von oben mit lautester Stimme nach dem Major. »War nicht hier, hab' ich nicht gesehen«, heißt die gebrüllte Ant-

wort des Schwarzen. Runter in die Festung, durch die dunkel-dumpfen Kasematten. Dort gibt es nichts Auffälliges, auch ist Rottmanns Kaverne wohlverschlossen. Nur die acht Häftlinge und Arrestanten fahren von den Pritschen hoch, wundern sich über den Lärm und die offensichtliche Nervosität, mit welcher der Einschluß kontrolliert wird. Die Soldaten melden in der Wachstube: kein Major, sonst keine besonderen Vorkommnisse. Der Sergeant und die Kanoniere sind beunruhigt. Fähnrich Windt kommt kurz danach zurück, blaß und naß und gibt allgemeinen Alarm. Er und die Wache treiben die gesamte Besatzung von den Pritschen, lassen den Wilhelmstein und seine 16 Inselchen um ihn herum noch einmal absuchen. Diesmal legen sie besondere Aufmerksamkeit auf die Innenräume, die Soldaten- und Unteroffiziersquartiere inklusive aller Kammern, Verschläge, Truhen und Schränke, wecken auch die Unteroffiziere und ihre Frauen. Die junge Frau Unteroffizier Kaspareits ist allein in ihrem Häuschen und scheint noch nicht geschlafen zu haben. Sie empfängt den suchenden Fähnrich mit einer Mischung aus Verlegenheit und Empörung, verabschiedet ihn dann aber mit freundlicher Erleichterung.

Einer der beiden Grenadiere, die der Fähnrich zunächst allein zur Suche nach dem Major losgeschickt hat, schwenkt plötzlich seine Fackel. Er hat in etwas Klebrigem gefaßt, flucht, keucht und brüllt durch das Tosen von Wind und Regen: »Hier ist Blut, hier am Geländer der Holzbrücke! Ruft den Fähnrich her!«

Einer der auf dem Wilhelmstein herumwuselnden Soldaten rennt mit wehenden Rockschößen heran und macht halt bei seinem Kameraden, der gestikulierend auf den glitschigen Brettern steht, die Courtine 1 mit Courtine 2 verbinden. »Laß man, nichts weiter anfassen, bis der Fähnrich hier ist. Sonst belfert der bloß wieder los«, sagt er

halblaut und schreit dann: »Alle Mann hier herüber, wir brauchen noch mehr Fackeln – und den Fähnrich holen, schnell, der Major muß hier irgendwo im Wasser liegen!«

Dem anderen Grenadier fällt auf, daß sein Kamerad diesmal vor Aufregung sogar sein chronisches »nichwah« am Satzende weggelassen hat. Der muß schon sehr in Rage sein, wenn er sich so vergißt, denkt er. Schon eine Minute später kommt Fähnrich Windt im Eilmarsch angestiefelt, im Gefolge vier weitere regengepeitschte Soldaten und den Sergeanten. Der Fähnrich hält vor dem kantigen Brückengeländer inne, kniet sich hin und begutachtet im tanzenden Schein von acht Fackeln das Geländer. Nach kurzem Nachdenken sagt er: »Blut, tatsächlich, kein Zweifel. Sergeant Cauhlenfeld, nehmen Sie sich sofort vier Mann, ein Boot, eine lange Stange zum Stochern und drei Hakenstangen. Rudern Sie hierher und suchen Sie den Grund ab. Allez, allez, das muß sofort passieren, damit uns der Tote nicht noch raustreibt.«

In der blassen Mittagssonne einer kurzen Regenpause lehnte ein kräftig gähnender Soldat auf einem großen Kanonenrohr. Sein Blick glitt vom Gemäuer der Sternschanze über die Außenwerke der Festung, über die kaum eine Strömung verratende Wasseroberfläche hinüber nach Hagenburg. In Augenhöhe des Kanoniers schwiebte etwas Dunkles heran und verschwand wieder flügelschlagend aus seinem Blickfeld. Eine Amsel. Er schüttelte den Kopf über diese Inseleigentümlichkeit. Denn jetzt, bei böigem Nordwestwind, trieben die die Insel beflatternden Amseln sehr gekonnt im seitlichen Flug vorbei, eine Art Wilhelmsteiner Krebsflug. Von einem Singvogel hatte er so was nur hier bemerkt. Es ist eine Flugtechnik, die offensichtlich an diesem Ort irgendwie von Amsel zu Amsel weitergegeben wird, vermutete der Kanonier Mammwah. Er schaute nach

oben, zur Spitze des Türmchens, wo die leicht zerfranste Fahne kurz heftig flatterte und Wellen schlug. Nur mühsam waren selbst bei nun nachlassendem Wind die lippische Rose und das Monogramm Graf Wilhelms auf dem ausgebliebenen Stoff zu erkennen. Dann senkte sich der Kopf des Soldaten wieder, nicht aus Müdigkeit, sondern aus steiter Neugier. Bestimmt zum dreißigsten Mal versuchte er die Inschrift auf dem Geschütz unter ihm vollständig zu verstehen. Da stand, soweit er seinen Lesekünsten trauen konnte: »Friederich Ludwig Meier fecit 1762«. Bloß was hieß das genau, was bedeutete das komische deutsche Wort »fecit«?

Zwar sprach er Portugiesisch und ein besseres Hochdeutsch als die meisten seiner Kameraden – aber dieses »fecit«? Was sollte das nun wieder heißen. Er hatte Monate gebraucht, um die einheimischen Mundarten der Schaumburg-Lipper und umliegender Gebiete einigermaßen zu verstehen. Aber dieses Wort – wie es überhaupt aussprechen »fekit, fezit oder feschit«? – auf dem Geschütz war ihm ein Rätsel und Spekulationsobjekt geblieben.

In dieser Kanone, einem schlanken eisernen Sechspfünder, hoppste unterdessen ein Sperling gemächlich mal in die Tiefe des Rohres, mal schaute er kurz mit schrägem Kopf aus der Mündung, um gleich wieder kehrt zu machen. Als sich der Kanonier neugierig und erneut gähnend zur Kanonenöffnung hinabbeugte, tschilpte der Vogel noch einmal und flatterte behäbig nach unten auf den Boden, um den uniformierten Störer von dort mit seitlich geneigtem Köpfchen zu betrachten.

»Na, du hast aber Nerven, kleiner Körnerdieb«, murmelte der dunkelhäutige Artillerist Mammwah, froh über die kleine Abwechselung, während er den Sonnenschein genoß. So konnte man es gut aushalten auf dieser sand- und backsteinstrotzenden Festung im bräunlichen See.

Graf Wilhelm, großer Herr und hoher Freund, wie es hier ist in deinem Land, hab' ich im Süden nicht geglaubt, dachte Mammwah kopfschüttelnd. Doch du bist tot und ich lebe immer noch, habe meine peinigende afrikanische Heimat, meinen portugiesischen Söldnerdienst und nun auch die grausigste Kälte und Dunkelheit auf dem Wilhelmstein überstanden, wie auch immer. »Soldaten schonen / ihre Kanonen«, trällerte der mehr schokoladen- als milchkaffeefarbene Mammwah vor sich hin, als der Spatz seine Besichtigungstour beendete und tschilpend davonflatterte.

Mammwah blickte über die Mauer tiefer nach unten. Er lächelte amüsiert. Da drunten, nur einige Ellen entfernt, gab es noch etwas tierisch Anmutendes zu betrachten. Ähnliches hatte er schon als kleiner Knabe gesehen, dort wo die großen Gras- und Buschflächen in die mageren und oft trockenen Savannen übergingen. Da unten auf dem Rundgang wachte Grenadier Münzer in vorbildlicher Manier über den Wilhelmstein wie ein Erdmännchen. In seinem blauen Rock mit blauen Aufschlägen, dazu einem weißen Kamisol und einer ebenso weißen Hose, den Kopf verlängert mit einer hohen spitzen Grenadiermütze hob er sich allerdings sehr von seiner grauen Umgebung ab. Münzer hatte sein fast kinnloses, von schlummer Bartflechte überwuchertes Haupt mit langer stumpfspitziger Nase vorgestreckt, seine tiefliegenden Augen stierten geradeaus. In seiner aufmerksamen Starrheit wirkte er komisch und rührend zugleich, wie er so auf seinen Hinterbeinen stand – eben wie ein Erdmännchen auf Wache. Ja, tatsächlich, wie ein Erdmännchen in den Savannen Angolas. Ob Grenadier Münzer allerdings wie diese geselligen Tierchen seine Ohren verschließen könnte, das glaubte Mammwah nun doch nicht.

Aus seinem Feldzug und der erfolgreichen Heeres-Reorganisation in Portugal hatte Graf Wilhelm ihn, den dunkelhäutigen Soldaten, einen sogenannten Mauren, mitge-

bracht. Schon beim Begriff »Maure« lagen alle schief. Mammwah war nie ein Mohammedaner gewesen, sondern von katholischen Missionaren aus Angola nach Portugal mitgenommen worden. Der ungewöhnlich lernfähige und lernbegierige Junge vermochte in kürzester Zeit Portugiesisch zu sprechen und etwas später auch lesen und schreiben. Der Knabe war nun aber nicht auf dem Weg, ein Geistlicher zu werden, was ihn völlig faszinierte, war das Militär.

Besonders angetan hatten es ihm die Feuer und Verderben speienden Rohre, mit denen aus großer Distanz dicke Palisaden und Mauern an einer anvisierten Stelle zerlegt werden konnten. Er hatte als schon sehr großer und kräftiger Zwölfjähriger im Troß einer kleinen portugiesischen Feldartillerie-Einheit eifrig alle möglichen Tätigkeiten verrichtet. Nebenbei hatte er sich die Grundbegriffe der Ballistik erklären lassen und mit Steinen, mal flach, mal in hohem Bogen, versucht, Ziele am Boden oder an Wänden zu treffen. Unablässig hatte er dabei darauf gedrungen, endlich als Kanonier aufgenommen zu werden. Mit 15 Jahren war er, zunächst als Ladekanonier, ordentlicher Soldat geworden. Im Herbst 1762, in einem überraschenden Scharmützel mit ein paar hundert spanischen Infanteristen, war er an seinem Feldgeschütz, einem Sechspfünder, als einziger einsatzfähig geblieben. Während neben ihm die verbliebenen Infanteristen der Bedeckung versuchten, die herankommenden Spanier auf Abstand zu halten, hatte er flink und gelassen allein das Rohr geputzt, es geladen, gerichtet und abgefeuert. Graf Wilhelm, der mit einem großen Schwarm Kavallerie herbeigaloppiert war, um die Lücke in den portugiesischen Reihen zu stopfen, war auf den schwarzen, unbeeindruckt feuерnden Soldaten aufmerksam geworden. Dieser wiederum hatte – nun doch mit Herzklopfen – die Anwesenheit des Oberkommandieren-